

gangen wird, ist in einem miesen Sinn „dogmatisierend“. Die Gefühlslage des Buches ist kalt. Die Grundstimmung „pastoralfaschistisch“. Diese Art von Dogmatik führt am Ende zur Herrschaft über den Menschen. Mit ihr wird der gesellschaftliche „Machtverlust“ der Kirche auf Umwegen insgeheim kompensiert. Beispiele: Wie ist es mit dem Grundton der Pastoral Jesu zu vereinen, wenn man angesichts des Kirchenaustritts von Katholiken vermerkt: „Der Akt vor dem Amtsgericht ist dann nur eine logische Folge, und man muß diejenigen Nichtglaubenden eigentlich zu ihrer Ehrlichkeit und Konsequenz beglückwünschen, die diese Folgerung ziehen und damit auch der Kirche helfen, klare Verhältnisse zu schaffen“ (84/85). Jesus hingegen blickte dem reichen Jüngling „traurig“ nach. Pastorale Trauer ist diesem Buch fremd. Was sind dazu „klare Verhältnisse?“. R. insistiert ständig, es gebe Kriterien (und beruft sich auf Afrika), mit denen ein Taufaufschub, noch mehr eine Taufverweigerung möglich ist. Natürlich ist er theoretisch denkbar und im Ernstfall wird es ihn auch geben müssen. Aber nicht nach der Art der Herrschaftspastoral, die dieses Buch durchzieht. Kirchenbesuch, intakte Ehe, sittlicher Lebenswandel, dies verlangt R. für die Taufzulassung. Werden diese Kriterien nicht erfüllt, wird die Taufe vom Priester verweigert.

Selbst Klostermann (Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde? Wien 1979, 130) ist nach „strengen“ Jahren „milde“ geworden und sagt: Auch ein Taufaufschub, der nur vom Seelsorger verantwortet wird, wird meist nicht Glauben wecken, was der einzige Sinn eines solchen Aufschubes wäre, sondern oft die letzten Reste des Glaubens zum Ersticken bringen. Und er wirbt um die Seelsorger, wenn er schreibt: „Vielleicht würden wir überhaupt oft richtiger, d. h. evangeliumsgemäßer handeln, wenn wir uns öfter fragten, was wohl Jesus in diesem Fall tun würde.“ Klostermann spricht zu Recht von „Resten des Glaubens“. R. hingegen unterstellt für gewöhnlich, daß kein Glaube vorhanden ist. Das Schlimme ist, er beruft sich dabei auch noch auf religionssoziologische Analysen von mir. Dabei müßte er doch dort entdecken, wie behutsam die Forschung mit dem Menschen umgeht und dabei Überraschungen erlebt, was an tiefliegenden Hoffnungen da ist, wenn Eltern ihre Kinder zur Taufe bringen. Von den Betroffenen, ihren Sehnsüchten und Ängsten ist aber fast nicht die Rede. Vielmehr geht es darum, „unter Kontrolle zu bringen“ (203), um Sakramentalisierung (349), um Garantieren, um „Lehrinhalte“, Programme und Öffentlichkeitsarbeit (363), um Urteilen und Verurteilen. Nicht aber ist die Rede vom Gewinnen, vom Ringen, vom Abmühen um den Glauben, von der Freude über ganz kleine Schritte, über ein kaum noch sichtbares Glimmen (wenn ein Arbeiter nach langer unkirchlicher Tradition um die Taufe eines Kindes bittet ist das vielleicht wesentlich mehr, als wenn ein Pfarrer regelmäßig zur Messe schreitet!), über Anzeichen von gelebter Liebe, die auch dann noch da sein kann, wenn eine Ehegeschichte ge-

scheitert ist. Man hat nicht den Eindruck, daß R. die Menschen in der Art Jesu liebt. Er „liebt“ vielmehr die „Wahrheit“ bzw. das, was er dafür hält, er will „klare Verhältnisse“.

Nun ist wahrlich Rez. kein Verfechter eines ebenso inhumanen Laxismus, der um die Glaubensgeschichte des Menschen nicht bekümmert wäre. Aber noch gefährlicher ist in meinen Augen der neoklerikale Pastoralfaschismus, bei dem der Pfarrer ohne die erwachsenen Christen und gegen sie richtend entscheiden kann. „Ich“ hätte Taufen verweigern müssen (358): Statt dessen müßte es heißen: Ich habe mich verantwortlich und konfrontierend in einen pastoralen, also glaubens- und lebensförderlichen Vorgang eingelassen; ich habe um die Menschen gerungen, weil mir an ihnen liegt; dabei ist aber deutlich geworden, daß eine Taufe widersinnig ist, und deshalb haben die Eltern ihre Bitte zurückgenommen (nur so kann m. E. ein Taufaufschub zustande kommen); bei mir aber blieb pastorale Trauer zurück. Jede andere Form von Taufaufschub gleicht in der Realität einer „Schwangerschaftsunterbrechung“. Man kann R. bei der Behandlung solcher und ähnlicher Themen (auch die Vorschläge zur Eheschließung sind in einer seltsamen Weise apastoral: 348f) nur den Satz des Augustinus ins Stammbuch schreiben: *Amate scientiam, sed anteponeite caritatem.*

Passau

Paul M. Zulehner

RORARIUS WINFRIED, *Seele – Tod – Unsterblichkeit.* (280.) Gerd Mohn, Gütersloh 1979. Kart. lam. DM 24.–.

Der leitende Arzt an einer psychiatrischen Klinik und Lehrbeauftragte für Psychiatrie behandelt im 1. Teil das im Titel angesprochene Gegenwartsbewußtsein. Zunächst bietet er die modernsten Erkenntnisse im Problembereich Gehirn–Seele mit dem Ergebnis an, daß der Tod als die letzte Realität des Lebens erfahren, die Unsterblichkeit aber als absurd beurteilt wird, oder allenfalls in sozialpolitischen, futuristischen Scheinofferten (Faschismus, Rassismus, Marxismus) zum Zuge kommt. Die Verdrängung der Todesrealität zeigt sich im Alltagsbewußtsein im Gesundheitskult und Lebensgenuß.

Im 2. Teil läßt R. zu Tod und Unsterblichkeit die Denker des Altertums (Sokrates, Platon, Aristoteles), der Neuzeit (Kant, Hegel, Schopenhauer) und der neuesten Epoche (Freud, Wittgenstein, Jaspers, Heidegger, Sartre, Schulz) zu Wort kommen. Dieser historische Exkurs läßt auf viel Fleiß und Fachkenntnis des Vf. schließen, bedarf aber beim Studium einer nicht geringen Hartnäckigkeit im phil. Denken.

Im 3. Teil (zweifelsohne dem interessantesten des Buches) versucht R. seinen eigenen Beitrag in Form einer Todesdialektik anzubieten: weder das Leben noch der Tod werden als „Letztgegebenheiten“ verstanden. Dabei werden die Erkenntnisse der neuesten Todesforschung (z. B. Todesnähe-Erlebnisse) und der Überlebensforschung (Geistererscheinungen, Totenbefragungen, Reinkarnation) zur Illustration herangezogen.

Obwohl gegenwärtig gewiß kein Mangel an Literatur über die Todesproblematik zu verzeichnen ist, scheint diesem Buch wegen der Fülle der Gedanken und des zusammengetragenen Materials ein besonderer Platz zu gebühren.

Linz

Josef Hager

KAUFMANN FRANZ-XAVER, *Kirche begreifen*. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums. (224.) Herder, Freiburg 1979. Kart. lam. DM 24.80.

Das Buch ist ein beruflicher Luxus des Bielefelder Soziologen. Kein Zweifel, daß K. an der Kirche Interesse hat, also voll dabei ist und dieses Interesse in eine denkende und handelnde Auseinandersetzung mit dem Christentum umsetzt. Daß dabei die engagierten Analysen überaus kritisch ausfallen, spricht nicht gegen das erklärte Interesse an der Kirche: Denn nur der, der die Kirche – im Sinne eines Wiener Spruchs – „nicht einmal mehr ignoriert“, kritisiert sie auch nicht mehr. Dies zu sagen ist dem Rez. ein Anliegen, weil heute immer mehr wieder der Auffassung sind, daß Liebe zur Kirche in einem unkritischen Jasagen zu allem und jedem in der Kirche bestehe. Dieses Buch ist ein handgreiflicher Beweis gegen eine solche Position. K. betreibt im übrigen nicht Religions- oder Kirchensoziologie im üblichen Sinn. Die eine ist ihm zu diffus, die andere zu eng. Schon gar nicht liebt er empirische Analysen, deren empirische Grundlagen seiner Auffassung nach ohnehin wenig gesichert wären. (Zudem kosten diese viel Zeit und Geld; und außerdem werden die erforderlichen Feldforschungen von anderen Wissenschaftern gemacht, was durchaus im Sinn der Arbeitsteilung erlaubt, daß K. selbst einen ihm eigenen und originellen Beitrag zum „Kirchenbegriff“ leistet). Sein theoretisches Kernelement ist die „Christentumsgeschichte“: Das also, was sich rund um Jesus entwickelt und von da weg unter jeweils neuartigen gesellschaftlichen Bedingungen weiterentfaltet hat.

In diesem theoretischen Grobrahmen werden bedeutsame Themen aufgegriffen: Die Säkularisierungsthese, die Zukunft des Christentums, die außerkirchliche Religiosität (wobei das von K. Forster hg. Dokument des Zentralkomitees der deutschen Katholiken „Religös ohne Kirche“ [1977] heftig angegriffen wird, weil es mit der Pastoral der konzentrischen Kreise ein amtzentriertes-bürokratisches Kirchenmodell vertritt); die gesellschaftlichen Bedingungen der Glaubensvermittlung; Themen also, die auch in einer gediegenen Praktischen Theologie unverzichtbar sind, wenn diese eine Handlungswissenschaft der Kirche sein will.

Die Hauptkritik an der heutigen gesellschaftlichen Verfaßtheit des Christentums ist nach K. zweifellos sein Hang zur Bürokratisierung. Die Menschen und das Evangelium werden gleichermaßen verwaltet. Individualität, Gemeinschaften an der Basis, originäre Entwicklungen jenseits von kirchlichen Zentralstellen werden durch den „Großen Bruder“ der kirchlichen Bürokratie weithin behindert. Natürlich weiß K.,

daß eine Großkirche ohne Verwaltung nicht arbeitsfähig ist. Doch stellt er fest, daß sogar in der Rolle des Bischofs heute längst die Verwaltungsaufgaben vor den pastoralen Handlungen stehen, wobei die pastoralen Begegnungen mit Menschen weithin auch schon ritualisiert sind und im übrigen ein Bischof eher nur mit Angehörigen und Klerikern verkehre, nicht mehr aber mit Leuten, die von der heutigen Lebensauffassung geprägt sind. Dies führe aber zu einem systematischen Wirklichkeitsverlust der meisten kirchlichen Entscheidungen. Spricht man mit einzelnen Bischöfen über diese These, dann hört man durchaus auch Widerspruch. Es komme sehr darauf an, wie ein Bischof selbst mit seiner Zeit umgehe und ob er den engen Kreis seiner Mitarbeiter noch wirksam durchschreiten könne. Selbst hier zeigt sich aber noch einmal, daß „normalerweise“ der Bischof (und morgen vielleicht auch schon die Pfarrer, die „Verweser“ von 4 bis 6 „Kleinpfarreien“ ohne Pfarrer am Ort sind) nur unter Aufbietung zusätzlicher Persönlichkeitskräfte das verändern kann, was die gegenwärtige gesellschaftliche Verfassung des Christentums aus ihm macht.

Man muß dieses provokante und sachlich ziemlich unanfechtbare Buch lesen. Aufgabe der Praktischen Theologen wird es sein, in ihre Handlungswissenschaft etwas von diesen Provokationen aufzunehmen, zugleich aber auch kritische Fragen an K. zurückzugeben. So gibt es offenkundig an der kirchlichen Basis wesentlich mehr „unbürokratische Vorgänge“, als bei der Lektüre dieses Buches vermutet werden kann. Gewiß, Modellgemeinden sind auch nicht allzu zahlreich vorhanden. Aber ihre Zahl wächst. Auf diese Weise kann es freilich zu einer ganz neuartigen Folgerung „nach Kaufmann“ kommen: Zu einer „Kirchenspaltung“ ganz neuer Art, nämlich die Spaltung zwischen einer bürokratischen Kirche und einer lebendigen Kirche. Und das alles unter dem breiten Hut selbst einer einzigen Konfession. Selbst solcher Pluralismus könnte aber nach K. die Tradierungschancen des Christentums erhöhen. Oder doch nicht?

Passau

Paul M. Zulehner

SEIDL E. / WALTER I., *Angst oder Information im Krankenhaus*. Interaktionsprobleme zwischen Patienten, Ärzten und Pflegepersonal. (VII u. 353.) Maudrich, Wien 1979. Kart. lam.

Dieses wichtige Büchlein enthält zweckdienliche Weisungen auch für die Priester, die in der Krankenseelsorge tätig sind. Es berichtet über empirische Untersuchungen, die in 5 großen Krankenhäusern Wiens mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchgeführt wurden, um das Vorhandensein oder den Mangel eines persönlichen Kontaktes zwischen Arzt, Krankenschwester und Patient festzustellen. Aufgrund von ausführlichen Anfragen, die von einem Team von Fachleuten untersucht wurden, kann man feststellen, daß der menschliche Kontakt bei den empfindlichen psychologischen Situationen, in denen sich die Patienten befinden, meistens fehlt. Beide Autorinnen nehmen sich vor: